

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 294.

Mittwoch, 26. Oktober

1932.



durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELTITZ

21. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Wer ist nun das wieder? Ich kenne keinen Monsieur Sohleemann.“

„Soh-ne-mann“, verdeutlichte Jutta, lauter sprechend, den Namen, „es ist der Hund von Onkel Caylus, den er loswerden möchte.“

„Ist der Caylus denn auch bei euch in Wengen?“

„Heute früh wieder abgereist, ich dachte, er würde dich besuchen. Mir ist so, als sprach er davon.“

„Bis jetzt hat er noch nichts von sich hören lassen. Ich kann auch nicht auf ihn warten, Jutta. Ich bin schwachmatt, so habe ich mich abgeradert. Ich habe das ganze Hauswesen umgekrempelt, der obere Stock wird abgeschlossen, ich schlafe jetzt unten im gelben Zimmer und behalte nur noch einen Diener, den alten Benedikt, das ist die einzige treue Seele, die Köchin und zwei Mädchen und natürlich den Chauffeur. Damit will ich mich einrichten. Das bißchen Gartenarbeit besorgt Benedikt. Aber jetzt will ich mal Ruhe haben. Ich bin auch lange nicht auf dem Erlenhof gewesen. Wie sieht Großvater aus? Ist er noch so rüstig wie sonst?“

„Wie sonst. Und wird ja selig sein, daß du ihn besuchen willst.“

„Glaubst du? ...“ Das klang mehr gleichgültig als fragend, Grittie wartete auch wohl kaum auf eine Antwort, denn sie sprach sofort weiter: „Bestell mir ein Zimmer im „Palace“ und richte dich darauf ein, daß wir schon morgen weiterfahren können — falls Großvater nichts dagegen hat. Wie geht es dir denn, Kindchen? Bist du gesund?“

Endlich ein herzlicher Ton. „Danke, Mama“, erwiderte Jutta, „kerngesund ...“ Dann wurde das Gespräch abgebrochen, eine fremde Herrenstimme sprach englisch weiter und wollte mit einer Missis Godley verbunden werden.

Jutta meldete der Henne den Wunsch der Mutter. Die Henne aber mußte zunächst wieder mit Madame Lorain in Bern telefonieren. Madame Lorain hatte nichts gegen die etwas frühere Entlassung Juttas, und nun teilte die gute Henne sämtlichen Zöglingen mit, daß man nach dem Mittagessen den Abschied Juttas mit der üblichen Feier verbinden wolle, man möge sich darauf einrichten. Das verstand man, es war Sitte, den Entlassenen irgendein kleines Andenken zu schenken. Natürlich konnte es sich dabei nur um wertlose Kleinigkeiten handeln, deshalb schlug Hede Steffen vor, man möge zusammenlegen: wenn jede der Kameradinnen fünf Franken gäbe, habe man insgesamt hundert, dafür könne man schon etwas immerhin „Bleibendes“ kaufen. Dem stimmten alle zu, nur Berten Gries hatte ihr Taschengeld bereits bis auf dreißig Centimes verprascht. Doch war Sylvia Barreiro gern bereit, ihr bis zum nächsten Ersten die nötigen fünf Franken zu pumpen, und Berten schwor, die Summe pünktlich zurückzuzahlen

und Sylvia vorläufig ihre neuen braunen Schuhe als Pfand zu lassen, was indes abgelehnt wurde. Nun wanderte die ganze Gesellschaft in das Dorf und stürmte die Warenhäuser, suchte stundenlang und fand endlich einen aus Holz geschnittenen Hund, von dem Helal behauptete, er habe Ähnlichkeit mit Sohneemann, was auch einige andere bestätigten, obwohl das hölzerne Tier eher einem Fabelwesen aus einer entlegenen Glazialperiode glich. Jedenfalls einigte man sich über das Geschenk, die hundert Franken genügten gerade, Patricia Young erstand auch noch aus eigener Tasche ein Halsband mit einem kleinen Metallschild, auf dem der Verkäufer das Datum des Tages eingravieren lassen wollte — das sei in zwei Stunden gemacht. Außerdem hatte man die Absicht, für den Hölzernen ein schönes Kostüm zu fertigen, das sozusagen symbolisch-allegorisch wirken sollte. Man schuf noch einmal ein paar Franken zusammen, kaufte bei einem Schneider einen Stoff von wahnwitziger Färbung, und dann zogen sich Hede, Helal und Ayaka Shimojo in ihre Klause zurück, um sofort die Arbeit in Angriff zu nehmen.

Indessen wandelte Jutta mit Sohneemann, der sie schon als seine neue Herrin betrachtete und nicht von ihrer Seite wich, bergab zum Hotel, ernst gestimmt, ein wenig grüblerisch, hilflos dem eigenen Empfinden gegenüber. Die paar Zeilen, die sie vorhin der Henne vorgelesen hatte, waren ja nur ein Teilstück des Briefes von Caylus. Was er dazu noch geschrieben hatte, waren liebe, warmherzige, freundliche Worte: wie schmerzlich es ihm sei, sich so plötzlich und hastig von ihr trennen zu müssen, aber die höhere Gewalt sei ja immer das Bestimmende im Leben. Das konnte eine Phrase sein — mit leichtem Achselzucken wollte Jutta daran glauben, doch fast körperlich heftig trat das Gegenteil ein: Nein, das war keine Redensart, sondern ein Geständnis des Herzens, das sie mit einem nadelstichfeinen Gleichgefühl traf. Ganz gewiß, so war es, sie spürte wieder das Lautwerden der Pulse, und dann kam, ohne Abirrung und Nachgrübeln, mit einem Schlage der aufhellende Riß in ihr Denken: in seinem letzten Ruf lag seine Liebe zu ihr.

Nun mußte sie stehenbleiben, eine süße Schwäche kam, ging von dem kleinen Mädchenherzen aus wahrhaftig durch alle Glieder. Sohneemann setzte sich neben sie und schaute sie mit treuen Augen verwundert an. Sie streichelte ihm den Kopf und lächelte. Aufwühlender Wirkung folgte die Gegenwirkung einer glücklichen Stille der Seele. Jawohl, es war nichts Beängstigendes mehr, auch nichts zwischen Zweifel und Hoffen, es war ein klares Bewußtsein: er liebte sie. Eine feine Röte stieg in ihre Wangen. Also so war das mit der Liebe! Man fühlte sie im Russe, sie kam wie ein Donnerwetter und brachte lichten Himmel und Glodenläuten. Jutta hörte leises Glodenklingen. Ach Gott, das tönte von innen, es war das Blut und der Herzschlag, aber so

wunderschön. Es waren Augenblicke, in denen sie sich willig träumerisch dem Gefühl überließ, schwärmend und sehnsüchtig, märchenhaft und eigentlich unwirklich — dafür war sie achtzehn Jahre alt . . .

Sohnemann stellte sich wieder auf alle viere, reckte den Kopf in die blau blühende Wolkenlosigkeit und nieste in die Sonne. „Richtig, Sohnemann“, sagte Tutta, „wir müssen weiter . . .“ Der Gefühlsnebel zerflatterte, aber eine zarte, zage Wehmut blieb. Er ist sehr unglücklich, dachte sie, er hat sich von mir losgerissen, weil ich ihm nicht angehören kann. Vielleicht werde ich ihn nie wiedersehen, aber ich vergesse ihn nicht . . . Die Wehmut blieb, aber doch nicht als ein tiefgrabender Schmerz — nein, es war nichts Quälendes dabei, mehr eine unbestimmte Wärme und eigentlich etwas sehr Hübsches, ein merkwürdiger Dämmerzustand zwischen Traum und Wachen.

Im Hotel übergab sie Sohnemann dem Portier, der ihn gut verpflegte, und fragte nach Herrn von Erlau. Der sei noch auf seinem Zimmer. Tutta fuhr hinauf, klopfte an und trat ein.

„Darf ich herein, Großpapa? Ich bin es, die Tutta.“

Der alte Herr war in Hemdsärmeln beim Rasieren, immer eine fürchterliche Arbeit für ihn. Er stand vor dem großen Spiegel, mit eingeseiftem Gesicht, die Maschine in der Hand, und nickte.

„Tag, mein Kind! Einen Kuß kann ich dir nicht geben. Was willst du denn so früh? Sprich nur los, antworten kann ich erst nachher, wenn ich mit dem Gefraße fertig bin . . .“

Tutta berichtete über das Ferngespräch mit ihrer Mutter und beobachtete dabei den Großvater, der seltsam ächzte und stöhnte, während er mit dem Apparat über Wangen und Kinn fuhr, unter einem wunderlichen Mienenspiel, zuweilen verbunden mit einem leichten Kniebeugen, einem Vorschieben des Kopfes, einem Aufreden des Halses. Endlich war es so weit, daß er das Gesicht waschen konnte. Er rubbelte es mit dem Handtuch gehörig ab, wurde nun sehr freundlich, küßte Tutta und suchte nach seinen Hosenträgern.

„Entschuldige, Kind“, sagte er, „wenn ich meine Toilette vervollständige! Es liegt alles durcheinander, die Breneli hat den Koffer gepackt, das ist eigentlich Sache der Resli, aber sie wird auch alt und trottelig . . . Na schön, also deine Mutter will mir wieder mal die Ehre ihres Besuchs zuteil werden lassen — bloß so, oder hat sie dir etwas gesagt, daß sie ihre besonderen Gründe habe?“ „Nein, Großpapa, sie hat in Interlaken die ganze Wirtschaft umgeändert, ist nervös und abgepannt und möchte sich ein bißel ausruhen. Du mußt nett zu ihr sein.“

„Das versteht sich! Bin ich übrigens immer. Natürlich, der oberste Knopf der Weste hängt wieder mal an einem Faden. Und du kommst auch gleich mit?“

„Ja, Großpapa, ich und Sohnemann.“

„Der Köter von Caylus? Tutta, was ist mit dem Caylus los? Hat mir eine Visitenkarte durch die Zimmertür gesteckt — wo ist er denn hingerutscht?“

„Ich weiß es nicht, von mir hat er sich gestern Abend schon verabschiedet.“

„Gestern Abend schon? Unterwegs hat er nichts davon gesagt. Ein seltsamer Heiliger, mein letzter Herr Schwiegerjohn! Aber sonst ein ganz netter Kerl, findest du nicht auch?“ „O ja!“

Erlau schlüpfte in seine Tonne. „Da wird's ja wieder mal lebendig werden im Erlenhof“, sagte er und angelte nach den Ärmeln der Tonne. Tutta sprang auf und half ihm. „Danke, schon drin! Ich muß der Resli telefonieren, ihr könnt im ersten Stock wohnen, der steht ja leer. Aber wo bringen wir den verdammten Köter unter? Merkwürdige Idee von Caylus, uns den als Andenken zu hinterlassen! Der Chauffeur kann sich seiner annehmen.“

„Das mache ich schon, Großpapa. Sohnemann gehört mir. Er kann auch mit nach Zürich kommen, Vater wird's sicher erlauben.“ „Wann willst du denn nach Zürich?“ „So im Oktober, denk ich. Dann fängt der Kursus in der Kunstgewerbeschule an.“

„Aha — richtig! Na — bei deinem Vater bist du wenigstens in guter Obhut . . . Weißt du, Tutta,

wenn man es sich so überlegt: es ist noch ein Glück, daß du das einzige Kind deiner Mutter bist. Wenn auch noch aus den beiden anderen Ehen Kinder dazugekommen wären — aus dem Wirrsal hätte ich mich jedenfalls nie herausfinden können. Und die Mama vielleicht auch nicht. Die wäre auf Reisen gegangen, und bei ihrer Heimkehr hätte man den Gören Namenszetteln ansetzen müssen, um sie nicht zu verwechseln. Bin nur neugierig, ob Grittie schon wieder an Reisen denkt.“

„Ich glaube nicht, Großpapa, ich habe das Gefühl, als gehe eine Veränderung mit ihr vor. Sie sucht nach Ruhe. Onkel Sixtus, mit dem ich gelegentlich ganz offen über Mutter gesprochen habe, der hat noch heute eine große Verehrung für sie — er sagte mir einmal, ihr biete die Geschwindigkeit des Lebens einen besonderen Anreiz — und verteidigte das auch. Es ist sicher richtig, aber es gibt doch keine ewige Geschwindigkeit. Jede Maschine will ihre Ruhezeit haben. Der Mensch erst recht. Mutter ist nicht mehr die jüngste, die Maschine geht von selbst langsamer, die Nerven melden sich — ah, Großpapa, ich hänge ja von Herzen an meinem lieben, guten Vater, aber es sorgt mich doch auch, Mama soviel allein lassen zu müssen.“

Der Alte stopfte seine Morgenpfeife, er stand stark und breitbeinig nach seiner Art vor der Enkelin und schaute sie so aufmerksam an, als höre er eine Neuigkeit von ihr. Dann nahm er ein paar Züge aus der Pfeife und sagte: „Tutta, was du mir von dem Ruhebedürfnis deiner Mutter erzählst, mag schon daran liegen, daß sie nicht mehr so wie sonst die Mittel hat, nach ihren Einfällen zu leben. Aber es kann ja sein, daß sie auch innerlich sozusagen genug hat — für uns Erlaus kommt einmal so 'ne Zeit, mir selbst ist es nicht anders gegangen. Im übrigen braucht sie durchaus nicht allein zu sein, sie hat einen Vater, der das Alleinsein nicht minder spürt. Einen Teil des Jahres könnte sie recht gut auf dem Erlenhof verbringen, und ich würde dir aufrichtig dankbar sein, wenn du sie darin bestärken wolltest. Sie kennt den Besitz ja kaum, der euch einmal zufällt, und wenn ich morgen oder übermorgen abdampfe, was wird dann aus diesem schönen Stückchen Schweizer Erde?“

„Großvaterle“, erwiderte Tutta, „wer sich noch mit so fester Hand rasieren kann wie du, der dampft weder morgen noch übermorgen ab. Du treibst sogar Gymnastik bei dieser Morgenandacht, du bist freilich der erste Mann, dem ich beim Rasieren zusehen konnte, aber ich halte es für ausgeschlossen, daß ein anderer in deinen Jahren es mit so viel Beweglichkeit und doch auch kühler Gemessenheit zustande bringt wie du. Selbstverständlich werde ich in deinem Sinne auf Mama einzuwirken suchen, es handelt sich dann bloß noch darum, daß ihr beide euch vertragen lernt. Entschuldige, wenn ich das sage.“

Erlau winkte ab. „Hast ganz recht, wir sind öfters zusammengeraten, bei jeder Heirat und jeder Scheidung. Aber das liegt ja zurück. Also ich — ich für mein Teil werde mir alle erdenkliche Mühe geben, in schönster Eintracht mit deiner Mutter zu leben. Wann triffst sie denn ein?“

„Nachmittags. Die Stunde hat sie mir nicht gesagt. Ich weiß auch nicht, ob sie die Bahn benutzt oder im Auto kommt. Aber ein Zimmer soll ich für sie bestellen.“

„Werde ich besorgen . . .“ Über sein altes Gesicht ging ein frohes Lächeln . . . „Freu' mich auf sie“, sagte er, „ist doch mein Kind —“ und schnitt die leichtste Rührung mit einer Armbewegung ab . . . „Geht du zum Tennis?“

„Ich muß zurück in die Pension. Zur Feier meiner Entlassung. Eine Zensur kriege ich auch, ein Zeugniszeugnis. Aber am Nachmittag ziehe ich hierher. Großpapa, nimm doch ein sogenanntes Doppelzimmer, ich schlafe bei Mama.“

„Dann sind wir Drei wieder zusammen“, sagte Erlau. Die unbequeme Weichheit kam wieder. Hastig küßte er Tutta rechts und links auf die Wangen und schob sie ab.

(Fortsetzung folgt.)

Im Herbst.

Von Joh. Jos. Ruppel (B. Marissau).

Durch den milchweißen Holzrahmen des Fensters, hinter zwei Bäumen mit Herbstfrüchten und bunten Astkränzen, lugt der Herbst in voller Erscheinung: ein riesiger, fünf Stoc hoher Baum, dessen Namen ich nicht weiß. Der Morgenwind schüttelt seine Krone, den glühenden Fächer einer verblühenden Schönen. Und weiße Blätter, sterbendes Gold, taumeln zu Boden. Rasch! rasch! — häufen sie sich. Rahl und geplündert aber starren schon die obersten Spitzen des Baumes in den Himmel.

Der ist versiegt in seiner vollen Bläue.

Kostende leichte Wolken säumen ihn, die das üppige Sommerlicht nicht mehr ernährt. Schwebender Nebel flort leicht über die Vorstadtwiesen, und durch das offene Fenster streicht eine eisen nahe Kühle.

Vollherbst!

Wo sind die Schwalben der Frühe geblieben, deren silberne, gezackte Flügel so lange im Strahl der Sonne vor meinem Fenster durch den Himmel schnitten? Stahlblauer Glanz mit einem Silberschein. Wo blieben die unzähligen Farbpunkte der Blumen in den halmigen Zwergwäldern des Grases? Auch die klaren Herbstzeiten sind schon ausgeblüht, die letzte Schminke juppiger Wiesen, an Bachrändern gewunden in melancholischer Träumeri, eine Straße des Verfalls. In den eingezäunten Wiesen schreien laut die gemästeten Gänse, und die Hühner drücken sich engschacht in kleine blasse Goldsephen von Sonne. Ihre Federn fühlen von Tag zu Tag mehr den Wuchs der Kühle und Kälte aus dem sterbenden, zur Ruhe gehenden Boden, von dem niedriger ziehenden, weiter wegwandernden Bogen der spärlicheren Sonne her.

Die Aufzucht des kleinen Getiers in den laubigen Vertreten und halmumflochtenen Erdmulden ist beendet.

Vorbei sind die Seligkeiten der Tiere in der Sonne, ihre sorgenlosen Tage. Ein Eichduden wohnt härter in ihren kleinen gefiederten und behaarten Körpern. Die Sonne sinkt, das warme Jahr, und sie und ihre Lebensluft mit ihnen. Scheuer blicken sie. Wie in Furcht und Ahnung.

Die müde atmenden Waldmassen da drüben klöppelt die Striderin Verweltung falber und farbiger. Die schlangenhaften Äste, die jungen und alten Säulen der Stämme, die unvollkommenen Kuppeln und Ballen aus Laub. Die rostgelbe und kupferne, Esche und Buche, die weinrote und bernsteingelbe Gelpatina des Ahorns, die strohgelbe der Kastanie frisst das dumpfe, erstickende Grün von Tag zu Tag mehr auf. Heulende Sturmtage mit kalten Regengüssen schwingen den legenden, stähler machenden Wind darüber und besäen die Wege mit Dürholz und Reisig. Auskehrzeit des Jahres! Vielleicht fladern hier und da noch matte Sonnentage über den trüben Versall hin und lassen ihn auflodern in bengalischen, berückenden Feuern und wunderbaren Farbenflammen, wo brennender lustiger Metallschaum spröde und lüden voll auf den Kronen sich wiegt, die bunten Massen des Laubes, wie Metallschuppen eingehämmert, muschelartig oft, aber tot farbig herabtropfen zur Mutter Erde, die alles Sterbende an sich bettet. Trisierend in Lichtern und Funken, stumpf, blutend, ohne Zahl.

Nur Ästern und andere Herbstblumen, breitgesichtige, haben noch ein kleines Wort in den Gärten am Weg. Und mein Blick streicht sie, wenn ich aus dem Rahmen des Fensters lehne und die Abendnebel erwarte, die ihre hauchdünnen grauen Gespinste sacht und sacht um alles herumweben: der Atem des uralten Vaters Herbst.

Und streicht den riesigen Baum und seinen ausschlammenden Schopf vor dem Geviert des Fensters und der trinkenden Linse meines Auges. Seht am Abend ist er still. Unbeweglich. Gleichsam wie ein schon Toter.

Er fühlt den Griff des Herbstes an allen seinen vielen Wurzelsfüßen.

Kameradschaft.

Skizze von Roderich Müller, Dresden.

Es roch schon den ganzen Tag über nach verbranntem Kautschuk. Sehr stark logar, als sich Oberlehrer Birk in sein Bett legte. Aber er achtete nicht darauf, er war ein Gelehrter. Gegen zwei Uhr nachts, als schon alles lichterloh brannte und Birk im Qualm fast erstickte, ging ihm ein — leider verspätetes — Licht auf.

„Hilfe, Hilfe!“

Knapp bekleidet stürmte er die Treppe hinunter. Er wohnte in einem Anbau des Stiftes; in dem Hauptgebäude waren der Rektor und 60 Schüler untergebracht.

Neuerlärm! Er war wiederholt gerollt. Was war alles im Schulhofe.

Da schrie jemand. Er schrie unmenschlich, er schrie den entsetzten Schrei eines Erwachenden, der vor sich so etwas wie seinen Henker sieht. Birk schrie: „Der Kodes!“

Der Kodes war ein Missale des 15. Jahrhunderts aus der Stadtbibliothek, ein Palimpsest. Unter der alten Handschrift befand sich noch eine ältere, das Bruchstück eines bisher völlig unbekannten Berengar-Liedes aus dem 13. Jahrhundert. Birk verstand sich darauf, so etwas zu entziffern, und darum lag der Kodes als ein ihm anvertrautes, kostbares Geheimnis auf seinem Schreibtisch.

In dem abgesperrten Raum vor der Brandstätte stand, Befehle erteilend, nur der Rektor, bei ihm die Oberprima und Birk. . . . Feuerwehr war noch nicht da.

„Schüler, Freunde, Kameraden“, sagte Birk, flehte Birk, flehten seine vor Schreck und Qualm blutunterlaufenen Augen, „auf der linken Seite des Schreibtisches unter Papieren . . .“

Der Rektor fuhr ihn an: „Ich verbiete so etwas, ich bin für die jungen Leute verantwortlich, ich untersage jede Tollkühnheit!“

Die Schüler flüsterten. Es fiel der Name Goergen. Das war ein fehriger Bursche mit braven Augen, der stillste Turner. Er hatte plötzlich einen Holzküttel in der Hand. Irgendwoher. Goergen sprang los.

„Halt!“ schrie der Rektor und suchte ihn zu packen. Aber er sah ins Leere. Birk lief ein Stück mit. „Goergen, barmherziger Himmel, wenn Ihnen etwas zustieße. Nein, bleiben Sie . . .“

Aber Goergen war schon am Spalier hinauf. Das Fenster trachte. Ein scheußlicher, grauer Rauch wälzte sich heraus: die schwelenden Bücher. Ein paar Atemzüge lang, dann war Goergen wieder da. Er hatte mit einem Griff alles errast, was links am Schreibtisch lag, einen Stoß von Büchern und Papieren, warf ihn in den Überzieher des Rektors, den man wie ein Sprungtuch aufhielt, kletterte dann selbst hinunter.

Birk wühlte: Der Kodes war gerettet. —

Ich habe die Papiere durchgesehen. Glücklicherweise hat Goergen auch die englischen und französischen Prüfungsarbeiten von Ihrem Schreibtisch in Sicherheit gebracht“. sagte am nächsten Morgen der Rektor zu Birk.

Birk starrte seinen Vorgesetzten an. Etwas Schreckliches dämmerte in ihm auf. „Dann hat er sein eigenes Todesurteil gerettet. Seine Arbeiten sind so schlecht, daß ihm darauf die Abgangsreise nicht erteilt werden kann. Ich bitte, ihm diese trotzdem zu beschleunigen.“

„Das ist doch ganz unmöglich, Herr Kollege“, sagte der Rektor hart. Goergen hat gestern eine wackere, unerschrockene Sportleistung vollbracht. Zweifellos. Aber ich kann ihm nicht die wissenschaftliche Reise für das Leben mitgeben, nur weil er mit Kühnheit ein Spalier hinaufkletterte.“

„Ich bitte, Goergens Arbeiten für genügend zu erklären“, wiederholte Birk mit verbissener Entschiedenheit und zuckenden Lippen.

„Kollege, nehmen Sie doch Vernunft an!“

„Um Vernunft handelt es sich hier nicht“, gab Birk zurück. „Hier geht es um ganz anderes. Was ist aus den Scherben des großen Krieges gerettet? Das Wissen um heilige Kameradschaft in Gefahr und Tod. Nichts sonst. Goergen ist mir gestern mit Einjak seines Lebens beige-sprungen, und ich soll heute ein Schutz werden und feig sein und nicht Gleiches mit Gleichem vergelten?“

„Vergelten Sie, wo Sie wollen, aber nicht bei der Prüfung! Da gibt es nur Gerechtigkeit. Auch ist Mut die letzte aller Tugenden. Steht bekanntlich bei Macaulay.“

Birk hatte, ohne sonderlich darauf zu achten, was er tat, an den Blättern der Prüfungsarbeiten herumgepielt, herumgestrichen, sie hoch gestellt, sie quer gestellt. Plötzlich gab er sich einen Ruck.

„Jawohl“, antwortete er, „ich begreife das. Mut ist etwas sehr Leichtes. Mut ist die letzte, aber Dankbarkeit ist mit oder ohne Macaulay die erste und die schwerste aller Tugenden.“ Bei diesen Worten zerriß er die Arbeiten von oben nach unten, von rechts nach links, sprang nach dem Ofen und warf die Papiere hinein.

„So“, sagte er, „ich weiß es jetzt besser, welcher Art die Niederschriften Goergens waren. Sie waren genügend, ich nehme das auf meinen Dienst, sie waren völlig genügend.“

Sind Sie verurteilt? sagte der Rektor. „Müssen Sie, daß Sie sich um Vorn und Nach bringen, daß man ein Dienstverfahren gegen Sie einleiten wird und muß?“

„Ich werde auf meinen Dienstleid erklären, daß Goergens Arbeiten durchaus genügend waren. Was Sie im übrigen mit mir machen, ist mir völlig gleichgültig.“

Der Rektor sah ihn scharf und lange an. „Ein Erzieher, der beim Examen die Gerechtigkeit so gewalttätig auszusprechen vermag, taugt nicht für seinen Beruf.“

Pirt zuckte die Achseln. „Eine Welt voll harter Gerechtigkeit ist nicht immer eine wahrhaftige und ganz und gar nicht eine gute Welt“, erwiderte er.

Der Rektor ließ schweigend im Zimmer auf und ab. „Pirt, was tun wir nun?“ fragte er, und dann befehlend: „Da die englischen und französischen Prüfungsarbeiten verbrannt sind, werden diese unter Oberlehrer Pirts Aufsicht sogleich heute wiederholt. Nach Lage der Sache wolle er dafür eine nicht zu schwere Form wählen.“

Diesmal bestand Goergens die Prüfung.

Am 5 Tage.

Von Hanns Kurth.

„Der Becasse ist es doch gewesen. Er war in der Nacht nicht zu Hause.“

Irgendwer, der es genau wissen mußte, hatte diese Zeilen auf ein Stück Packpapier geschrieben und im Flur des Polizeihauses in Rouen liegen lassen. Der Pförtner strich das viereckige Blatt schön glatt und wollte es zu anderen Blättern hängen, als er die Worte las.

Er gab den Zettel also lieber im Polizeibüro ab. Da legte man ihn zu anderen Papieren, bis man ihn dann, es war der 3. September, wieder fand und prüfte.

Becasse — Becasse — der Name war doch einmal aufgetaucht im Kriminalregister von Rouen. Aber wann? Man schlug die Akten nach. Das Papier war schon gelb und brüchig geworden. Da — vor fünf Jahren.

„Becasse, Joseph, unter dem Verdacht des Mordes an dem Waldhüter Sleve, 8. September 1922 im Fresne-Forst, am 2. Juli 1927 verhaftet. Freilassung 6. Dezember 1927 mangels Beweises, Anzeige durch anonymen Telefonanruf.“

Becasse — also ein Fall, der bearbeitet werden mußte. Wieso kam auf einmal jetzt dieser Hinweis? Der Beamte schaute nochmals hin. Begangen wurde die Tat am 8. September 1922. Heute zählte man den 3. September 1932. Wie heißt es im Code Napoleon? Nach 10 Jahren erlischt die Verfolgung...

Wo war Becasse? Joseph Becasse war ein reicher Mehger, ein stämmiger Kerl, groß und stämmig, ein wenig verwegen nach seinen Bewegungen und Gesichtszügen. Er zerlegte ein Kalb, als ein Mann zu ihm in den Schlachtraum trat und ihm höflich „Guten Tag“ wünschte.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte der Mehger, ohne im Schneiden innezuhalten.

„Ich muß Sie einmal sprechen, wegen einer alten Sache...“

Becasse dachte, es gehe vielleicht um irgend eine alte nicht bezahlte Fleischerrechnung und meinte, der andere möge warten.

„Nein, ich habe nicht soviel Zeit. Und außerdem geht es um Sie und nicht um mich!“

Becasse schaute auf und sah jetzt, daß der Mann veräuselt ernst und beamtenhaft ausah. War denn da irgend etwas? Eine Polizeistrafe wegen Schnellfahrens vielleicht. Sonst war doch alles in Ordnung.

„Na, sagen Sie schon, weswegen Sie hier sind!“

„Wegen Sleve!“ sagte der andere laut und sehr scharf.

„Ach —“, der große Becasse zuckte eine Sekunde zusammen, „aber das ist doch alles Unfug. Da habt ihr euch doch damals schon blamiert!“

Er schrie das laut heraus. Aber er ließ das Messer liegen, und wuschte sich die Hände an seiner Jacke ab, während er auf den Beamten zuging.

Er dachte tausenderlei in dieser Sekunde. Da war die Philomene, seine alte Freundin. Die wußte das ja alles, aber sie hielt doch dicht. Das hatte sie ihm geschworen. Er hatte ihr immer Geld geschickt, bis jetzt, da meinte er, es sei lange genug. Schweigegeld müsse auch einmal ein Ende

haben. Nein, das würde Philomene nie tun. Aber wenn sie es doch nun täte?

„Wo waren Sie damals in der Nacht zum 8. September?“ fragte der Beamte in diese Gedanken hinein.

„Das ist doch alles längst festgestellt! Ich war zu Hause und habe eine Zeugin dafür!“

„Wir wissen, daß Sie nicht zu Hause waren!“

Eitelhaft, das konnte nur Philomene sein. Er war Wilderer aus Passion gewesen und hatte sich manches schöne Stück aus dem Wald geholt. Einmal hatte er ein lapitäles Reh. Doch das jagte ihm Sleve ab. Er wollte es aus dem Versteck holen, stieß dann aber auf den Sleve, der ihm auf-lauerte. Sleve fing ihn also nicht, aber Becasse haßte ihn fürchtbar...

Das war damals ein Sonntag, glaubt er sich zu erinnern. So, der 3. September 1922. Heute war der 3. September 1932. 10 Jahre vorbei. 10 Jahre. Was wollte denn der Mann überhaupt hier, in 10 Jahren verjährt doch so etwas.

Becasse lachte laut!

„Ja, wissen Sie, da hätten Sie schon gestern kommen müssen, wenn Sie mich wegen meiner Abrechnung mit Sleve fragen wollten. Das ist ja nun erledigt. Ich mußte die Rechnung mit ihm machen. Wegen des Rehbocks und so vieler anderer Sachen. Nun ist es ja erledigt. 10 Jahre sind drüber weggegangen. Also gehen Sie schon zum Amt zurück und sagen Sie nur —“

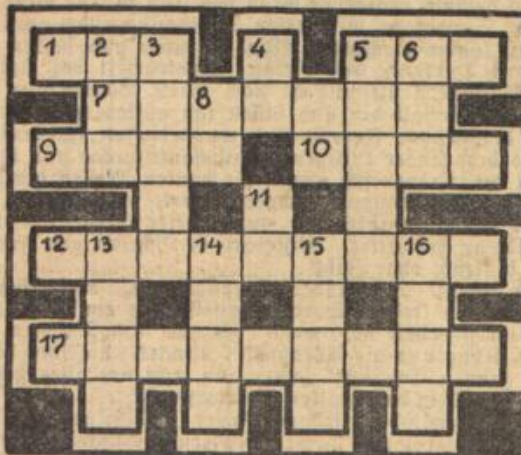
Der Beamte war aufgestanden und ganz nahe an ihn herangefommen.

„Becasse, Sie sind verhaftet. Sie haben den Mord eingestanden. Sie haben sich geirrt. Ihre Tat geschah am 8. September und nicht am 3. September. Denken Sie nach. Ihre Rechnung war um 5 Tage falsch...“

So leicht hatten die Beamten von Rouen noch nie einen Mörder zum Geständnis gebracht. Wann hätte man auch je gehört, daß ein Mörder den Tag seiner Tat vergaß und den 3. mit dem 8. Monatstag verwechselte!

Als Philomene von seiner Verhaftung hörte, weinte sie. So sind die Frauen nun einmal. Aber in seinem Prozeß wird sie unter Tränen gegen ihn zeugen. Der Becasse war es eben doch gewesen.

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten von links nach rechts: 1. Endpunkt der Erdschneise. 5. Meerjänetier. 7. Große Geldsumme. 9. Berühmter altrömischer Redner. 10. Schwimmvogel. 12. Vermittler der Güterverendung. 17. Drahtnachricht.

Von oben nach unten: 2. Nebenfluß der Wolga. 3. Stüd Schnittholz. 4. Nahrungsmittel. 5. Badegefäß. 6. Singstimme. 8. Fluß in Oberitalien. 11. Fautier. 13. Bekannter deutscher Filmschauspieler. 14. Zahl. 15. Brennmaterial. 16. Baum.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nummer 287: Waagerecht: 1. Ries. 3. Pie. 6. Trab. 9. Paris. 10. Haft. 13. Lieb. 15. Osten. 17. Arno. 18. Riga. 20. Man. 21. Leo. 22. Tris. 24. Blei. 26. Leber. 29. Wind. 31. Ente. 33. Taler. 34. Rebe. 35. Non. 36. Gros. — Senkrecht: 1. Reh. 2. Nar. 3. Lasso. 5. Einer. 7. Ares. 8. Bad. 11. Spanien. 14. Italien. 16. Ems. 19. Rot. 23. Sedan. 24. Besen. 25. Eibe. 28. Otto. 29. Wer. 32. Eis.